

Das Verlorene zeigen

Die Berlinale-Reihe über sogenanntes indigenes Kino im Überblick

Grit Lemke

Rentiere und Schnee, soweit das Auge reicht. Der Schnee- und Rentierfilm ist mittlerweile fast ein eigenes Subgenre. Gerade aus Russland, das sich sonst auf dem Gebiet der Dokfilmproduktion nicht hervortut, kommen jährlich Dutzende der immer hübsch anzusehenden Beiträge voll majestätischer Bilder mit leichtem bis schwerem Hang zum Ethnokitsch. Sie zeigen, auf welch schmalen Grat sich das sogenannte indigene Kino bewegt: Es braucht die erhabenen Bilder der Natur und den Mythos des Menschen, der, zutiefst spirituell, noch im Einklang mit ihr lebt – um zu zeigen, was tatsächlich auf der Kippe steht. Und darf doch nicht in einem quasi vormodernen Idyll schwelgen, um mehr zu sein als ein Wellnessangebot für politisch korrekte Esoteriker. Es muss zugleich die Unschuld und deren Verlust zeigen.

Eine Crux, die das Programm »Native – Indigenous Cinema« der Berlinale mit einem Schwerpunkt auf den indigenen Völkern der Arktis sicher bewältigt. Da ist natürlich das unvermeidliche russische Hirtenepos »24 Snow«, das seinen Helden, der im Permafrost Pferde züchtet, nach allen Regeln der Kunst als einsamen Taiga-Cowboy inszeniert. Gediegener Mainstream, der keinem wehtun und vielen gefallen wird.

Visuell und narrativ vielschichtig erforschen die Altmeister des Genres, Anastasia Lapsui und Markku Lehmuskallio, in »Seven Songs from the Tundra« (2000) im Rückgriff auf Archivmaterial den Verlust nenzischer Tradition und Identität. Indem die Bilder traumhaft zwischen Gegenwart und Vergangenheit oszillieren, gemahnen sie an spirituelle Ganzheitlichkeit, ohne dass diese behauptet werden müsste.

Gleiches gelingt Katja Gauriloff, Nachfahrin finnischer Skoltsamen, die auf verschiedenen, kunstvoll miteinander verwobenen Ebenen die Geschichte der Vertreibung ihres Volks als Folge des Zweiten Weltkriegs darstellt. Der vielfach preisgekrönte »Kaisa's Enchanted Forest« erzählt nicht nur von einer vergessenen historischen Tragödie, sondern führt mittels grobstrichig animierter Zeichnungen in ein Reich oraler Märchen und Mythen, die sich leise gegen das Böse behaupten. Anrührend, ohne jemals in die Nähe gefälliger Folklore zu geraten.

In »Sami Blood« lässt Amanda Kernell, Schwedin mit samischen Wurzeln, ihre junge Heldin in den 30er Jahren gegen Ausgrenzung und Diskriminierung aufbegehren. Aus einem Internat, in dem samischen Kindern mit roher Gewalt das Schwedischsein eingepprägelt wird und sie wie Tiere von beflissenen Rassenkundlern untersucht und vermessen werden, flieht sie in die Stadt und legt sich eine neue Identität zu. Die Rebellion besteht hier nicht im trotzigem Beharren auf der eigenen indigenen Identität, sondern in deren völliger Aufgabe und Verleugnung – was den Film besonders interessant macht. Auch wenn der Showdown, in dem die alte Frau zu ihrem Volk zurückfindet, etwas rührselig gerät, überzeugt vor allem das Spiel der jungen Hauptdarstellerin, deren nach innen gerichteten Blick man nicht vergessen wird.

Wie essentiell die Rückeroberung der eigenen Sprache nach deren historischem Verlust für indigene Völker sein und welche politische Selbstermächtigung damit einhergehen kann, zeigt eindringlich der grönländische Musikfilm »Sumé – The Sound of a Revolution«. Die Geschichte der Progressive-Rock-Band Sumé, die in den 70ern mit grönländischen Texten die Charts eroberte und damit zum Fanal einer sich formierenden Unabhängigkeitsbewegung wurde, macht besonders durch die vielen Archivaufnahmen und die flotte Mugge immer wieder gute Laune.

Selbige vergeht den Inuk am Polarkreis, die dank selbsternannter Weltretter nicht mehr mit Robbenfellen handeln dürfen. Ihrer traditionellen und einzigen Erwerbsmöglichkeit beraubt, verfallen sie in Armut und Regression. Alethea Arnaquq-Baril deckt in »Angry Inuk« auf, wie das Bild niedlicher Robbenbabys zur Geldmaschine für sich moralisch gerierende NGOs wird. Das macht tatsächlich wütend und wirft viele Fragen auf, auch wenn es dokumentarisch eher schlicht und teilweise in (ärgerlicher) Youtube-Manier daherkommt.

In der Reihe läuft auch der deutsche Beitrag »Vor dem Schnee« über die Geister der Khanty und Nenzen in Westsibirien. Die hiesigen Institutionen fördern recht gerne das Filmen indigenen Lebens im hohen Norden. Dagegen ernten sorbische Filmschaffende bei einschlägigen Sendern und Förderern nur ein müdes Schulterzucken und keinen Cent. Jedes der hier beschriebenen Probleme ist auch eines der Sorben. Nur interessiert das keinen. In der Lausitz gibt es eben keine Rentiere.

»24 Snow«, Regie: Michail Barynin, Russland 2016, 95 min, 13. u. 15.2.

»Seven Songs from the Tundra«, Anastasia Lapsui, Markku Lehmuskallio, Finland 2000, 90 min, 15. u. 17.2.

»Kaisa's Enchanted Forest«, Katja Gauriloff, Finnland 2016, 86 min, 10. u. 11.2.

»Sami Blood«, Amanda Kernell, Schweden/Dänemark, Norwegen 2016, 110 min, 14. u. 16.2.

»Sumé – The Sound of a Revolution«, Inuk Silis Hoegh, Grönland/Dänemark/Norwegen 2014, 73 min, 17. u. 18.2.

»Angry Inuk«, Alethea Arnaquq-Baril, Kanada 2016, 85 min, 12., 14., 17.2.

»Vor dem Schnee«, Regie: Christian Vagt, D 2007, 16. u. 17.2.